

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338426](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338426)



Adolf-Hitler-Platz in Karlsruhe in der Räumungszeit

Wandlung einer Grenzstadt

Als Karlsruhe noch unter den französischen Kanonen lag

Von Hubert Doerrschuck

Als am Spätnachmittag des 3. September 1939 die Lautsprecher des Rundfunks den Wortlaut der französischen Kriegserklärung an Deutschland bekanntgeben, wird ein Großteil der Karlsruher Jugend in den weitläufigen Anlagen des auf einer Halbinsel gelegenen Strandbades Rappenwört davon überrascht. Stromaufwärts krümmt sich der Rhein hier in einem sanften Bogen, sonst könnte man von der Badterrasse die roten Ziegeldächer Lauterburgs zwischen den Pappeln am andern Ufer aufleuchten sehen. Vielleicht auch die schweren Eisenbahngeschütze, deren Rohre drohend nach Osten gerichtet sind. Denn dieses Lauterburg ist an jenem 3. September 1939 die äußerste nördliche Flanke der französischen Oberrheinflanke. Und während hier am rechten Ufer die sonnenhungrige Stadtbevölkerung an diesem wunderbaren Spätsommertag nochmals ins Freie

strömt, liegt drüben über den unterelsässischen Städten und Dörfern trostloses Schwaben. Denn Frankreich hat um diese Stunde schon das gesamte Vorland seiner Maginotlinie geräumt. Gewiß, auch die Umgebung des Karlsruher Rheinstrandbades zeigt mit dem Dickicht von Drahtverhau, mit Bunkern und Laufgräben kriegerischen Akzent, indes solange dazwischen noch junge Mädchen in farbenfroher Badekleidung umhertummeten, bleiben Krieg und Frieden in gleicher Nähe gerückt. Nun aber ist die Entscheidung gefallen und als die Letzten am Abend mit der Straßenbahn in die verdunkelte Stadt zurückfahren, braucht ihnen niemand zu sagen, daß sie heute wohl für lange Zeit ihr geliebtes Strandbad zum letztenmal gesehen haben.

Es spricht gewiß nicht gegen Karlsruhe, wenn man feststellt, daß an diesem 3. Sep-



Die Karlsruher Bevölkerung liest mit Interesse den Aufruf des Gauleiters, der sie auffordert, Ruhe und Disziplin zu bewahren.

September 1939 der Stadt eigentlich erstmals nachdrücklich zum Bewußtsein kommt, daß sie nur knapp 16 Kilometer von den französischen Kanonen entfernt gelegen ist. Als Hauptstadt eines Grenzgaus gegen Frankreich hat Karlsruhe seit dem Raub Elsaß-Lothringens, eingeklemt zwischen dem Rhein und den Höhen des Schwarzwaldes, immer schon die Besonderheit seiner geographischen Lage hart empfunden. Beinahe ein Drittel, genau 444 von 1530 Kilometern der badischen Grenzen fallen mit der deutschen Reichsgrenze zusammen. Der Verlust des elsässischen Absatzmarktes allein genügt schon, Baden 1918 wirtschaftlich an den Rand der Katastrophe zu bringen. Und wenn auch der Wiederaufstieg des Reiches seit 1933 auf allen Gebieten naturgemäß den badischen Gau gleichsam mit emporträgt, so ist der schwere Weg bis dahin doch nicht vergessen. Nun aber, da der so oft erörterte Krieg mit Frankreich doch gekommen ist, verstummen all jene wirtschaftlichen Debatten über der harten Tatsache, daß aus dem Grenzland Kriegsländ geworden, begegnet man nur noch der einen Frage: Können die Franzosen die Stadt mit einem Granathagel zudecken? Und werden sie es tun?

Daß sie es können, darüber besteht kein Zweifel, wobei es unwesentlich bleibt, wenn irgendwo auf dem Wochenmarkt eifernde Gespräche geführt werden, ob die französischen Granaten nur die westliche Vorstadt Mühlburg oder gar den Adolf-Hitler-Platz im Zentrum erreichen dürften. Nein, niemand vermag zu leugnen, daß die Gefahr einer gegnerischen Beschießung nicht nur durchaus möglich, sondern auch wahrscheinlich ist. So wahrscheinlich, daß dieser Stadt, deren Name sonst im Reich nicht oft genannt wird, sich plötzlich das allgemeine Interesse zuwendet, nicht zuletzt deshalb, weil man ihr — der Himmel mag wissen warum — gerade ihr in all den Kriegsgesprächen der vorhergehenden Monate immer wieder ein schlimmes Schicksal prophezeit hat. Und doch ereignet sich das Einmalige: während das strategisch noch unglücklicher gelegene Saarbrücken völlig geräumt werden muß, unterbricht hier eine Großstadt von rund 200 000 Einwohnern in nächster Nachbarschaft der Maginotlinie nicht einen einzigen Tag ihren vollen Lebensatem. Wohl ziehen am 4. und 5. September die Sammeltruppen der Jüngsten und der Ältesten, der Kinder sowie der Frauen und Männer im Greisenalter, zum Bahnhof, wo die bereitgestellten Sonderzüge sie zum Teil bis zur Ostmark zurückführen, aber nur diese



Die Reste des abgeschossenen französischen Flugzeuges
Aufn.: »Führer«-Geschwindner, Karlsruhe (3)

48 Stunden lang liegt über der Stadt so etwas wie bitteres Grenzlandschicksal, dann findet sie sich zu ihrem gewohnten Gesicht zurück.

Wenige Tage später, in den Nachmittagsstunden des 8. September, soeben hat der Rundfunk in einer Sondermeldung den Vorstoß deutscher Panzertruppen bis Warschau bekanntgegeben, alarmieren dumpfe Flakschüsse Badens Gauhauptstadt. Jäh reißt es den Menschen auf den Straßen die Köpfe hoch, während gespannte Blicke den Himmel absuchen. Fenster werden aufgerissen, aus Tür und Toren stürzt man ins Freie. Und wer nicht schnell genug ist, muß sich schon alles erzählen lassen, denn kaum hat man hoch oben zwischen den Sprengwölkchen des Flakfeuers winzig klein die Silhouette eines Flugzeuges entdeckt, brausen von Osten her schon zwei Jagdmaschinen pfeilschnell heran. Hell knattert der erste Feuerstoß des deutschen Maschinengewehrs. Der Feindapparat versucht abzdrehen. Langsam und unbeholfen scheinen seine Bewegungen. Da peitscht bereits die zweite Geschosgarbe in seine Flanke. Heller Feuerschein zuckt auf. Und dann stürzt ein schwarzes Etwas gleich einem Stein senkrecht zur Erde. Hinterher taumelt, langsam um sich selbst kreisend, das rotglühende Gerüst einer Tragfläche, während eine große schwarze Rauchwolke am Himmel mählich nach Westen zieht.

Im Kleingartengelände zwischen dem Rheinhafengebiet und dem Vorort Knielingen findet man später die Überreste der Maschine und die beiden Leichen der beim Kampf getöteten Besatzung. Es ist die erste französische Aufklärungsmaschine überhaupt, die am 5. Tag dieses Krieges im Westen abgeschossen wird. Ihr Schicksal vollendet sich in der Augenblicksspanne von einer einzigen Minute. Kein Wunder, daß die Karlsruher über die dramatischen Phasen dieses vor ihren Augen sich abspielenden Luftkampfes alle mühsam eingetrichterten Luftschutzregeln vergessen haben. Sie müssen dafür andernorts in den Zeitungen eine geharnischte Strafpredigt ihres Polizeipräsidenten entgegennehmen.

Jene Stimmen an den Karlsruher Stammtischen, die nun mit nachdrücklichem Ernst den Beginn der Kampfhandlungen im Westen und damit natürlich gegen ihre Stadt ankünden, sollen indessen nicht recht behalten. Freilich, selbst die zuversichtlichsten Optimisten würden es in diesem Augenblick für wenig wahrscheinlich halten, daß dieser erste deutsch-französische Luftkampf über Karlsruhe tatsächlich auch die einzige „Feindberührung“ bleiben sollte, die die Stadt trotz ihrer Frontstellung bis zum Tage des Waffenstillstandes in Compiègne erfahren wird.

Paris will diesen Krieg auf Umwegen gewinnen, nur kennt es diese Umwege selbst noch nicht. So wird auch aus dem achtzestündigen Trommelfeuer auf die deutschen Städte des Oberrheins, von dem man nur wenige Tage vor Kriegsausbruch in Straßburg großsprecherisch gefaselt hat, nicht die französischen Kanonen schweigen. Sie schweigen in der Erkenntnis der eigenen Schwäche und vor der dunklen Drohung der deutschen Fernkampfbatterien, die weit nach Frankreich hinein eherne Vergeltungsschläge führen können. Wohl vernimmt die Stadt den Nächten das dumpfe Grollen der Artillerie und dazwischen das tackende Hämmer der Maschinengewehre, wenn im Bienwald oder an der Lauter Spähtrupps die gegenseitigen Stellungen abtasten, aber das sind auch die einzigen Äußerungen der nahen Frontnachbarschaft. Und so kommt es, daß Soldaten, die eben noch den feindlichen Vorposten im Visier hatten, eine Stunde später schon im Parkett der Karlsruher Oper den beglückenden Klängen des Meistersingervorspiels lauschen können. Denn eigentlich ist es nur ein Schritt von der Welt des Krieges zur die tausendfältige Lebendigkeit einer Großstadt mit all den gewohnten Äußerungen des Daseins. Man geht ins Theater, in die Kino, besucht Konzerte, Kabarets und Sportveranstaltungen, sitzt im Kaffee; Straßenbahnwaggons rattern, Kinder spielen, Fabrikschornsteine rauchen und allmorgendlich kommen die Bäckerfrauen aus den nahen Dörfern zum Wochenmarkt. Man lebt in Karlsruhe nicht anders als man in Stuttgart lebt oder in Frankfurt. Und doch liegt dieses Karlsruhe inmitten der gepanzerten Linie des Westwalls, an dessen Bunker die Tommys einmal ihre Wünsche aufhängen wollen.

Selbst die kritischen Tage nach dem 10. Mai 1940, als es für Frankreich um Sein oder Nichtsein geht, würden für die Fächerstadt in gewohntem Gleichmaß verrinnen wäre der Himmel nicht erfüllt vom dunklen Gedröhn der deutschen Bombengeschwader, die hoch oben unaufhörlich nach Westen ziehen, um Stunden später wieder zurückzukehren. Und niemand kann mit heißeren Wünschen im Herzen ihren Flug begleiten als gerade die Stadt im Westwall, für die diese Schlacht in Frankreich viel mehr bedeutet als nur die Befreiung ihrer bedrohten Grenze. Mit dem Siegesmarsch der deutschen Divisionen auf Paris zeichnet sich mehr und mehr die große geschichtliche Wende für die Südwestecke des Reiches ab. Und als am 19. Juni das Hakenkreuzbanner vom Straßburger Münster weht, kann Karlsruhe diesen stolzesten Tag des Landes am Oberrhein als die Geburtsstunde eines neuen Lebensabschnittes feiern.



Sie können erzählen

Elsässer, die französische Soldaten waren, erzählen nach ihrer Entlassung aus der Gefangenschaft ihren deutschen Kameraden von ihren Erlebnissen in den Bunkern der Maginotlinie. Aufn.: Leif Geiges-Maurittius

...und dann kamen die Deutschen

Von der Maginot-Linie in die Hölle des französischen Zusammenbruchs

Von Rudolf Peine, Straßburg

Man schrieb den 13. Juni 1940. Seit einigen Tagen lag eine gewisse Beklemmung über unseren Stellungen, deren Besetzung vorwiegend aus Elsässern bestand und die sich zwischen den Betonbunkern der Maginot-Linie im Hagenauer Forst bei Sufflenheim hinzogen.

Der unaufhaltsame Vormarsch der deutschen Truppen in Nordfrankreich, den wir Stunde für Stunde an unserm Rundfunk-Gerät verfolgten, war mit einer der Hauptgründe dieses eigenartigen Gefühls.

Am Morgen des 13. Juni spürten wir deutlich, daß etwas in der Luft lag. Der Kompaniechef war sichtlich nervös und wirklich kam gegen Mittag für das Bataillon der Befehl

zum Aufbruch nach einer unbekanntem Richtung. Nur einige kleinere Einheiten sollten die Stellungen noch 48 Stunden halten.

Zehn Monate lang wurden die Stellungen ausgebaut und wir waren meilenweit davon entfernt zu denken, daß wir jemals eine andere Aufgabe als die der Verteidigung der Maginot-Linie erhalten könnten. Wir gaben also unsere Stellungen um 23 Uhr auf und setzten uns in Richtung Hagenau in Marsch. Die Nacht verlief ruhig, und zwischen 4 und 6 Uhr rasteten wir auf dem Schießplatz von Stiffelhardt bei Hagenau. Dann erfolgte die Verladung des Bataillons. Inzwischen hatten wir Elsässer vom Zugführer vertraulich erfahren, daß seine Papiere Chaumont als Ziel

der Reise trugen. Doch sollten wir nie dort hin kommen.

Es geht das Breuschtal entlang. Molsheim, Lützelhausen, Schirmeck, Saal ziehen vorbei. An allen Bahnhöfen, wo wir halten, grüßen uns die Anwohner mit tränenfeuchten Augen. Sind es doch in der Mehrzahl Elsässer, die sie fortziehen sehen, einem ungewissen Abenteuer entgegen. Verhett durch die französische Lügenpropaganda glaubten sie nichts anderes, als daß nach dem Abzug der französischen Truppen das Elsaß durch die deutsche Wehrmacht dem Erdboden gleichgemacht würde.

In banger Ahnung verlassen wir unser geliebtes Heimatland.

Über St-Dié erreichten wir Epinal am Morgen des 15. Juni. Zwei Tage waren wir nun unterwegs und waren ohne Nachricht über den Stand der sich bestimmt überstürzenden Ereignisse, denn auf den Straßen sahen wir die Zivilbevölkerung auf der Flucht. Aber viel Mitleid hatten wir gerade nicht mit den Betroffenen, wenn wir an unsere Familien dachten, denen man ein gleiches, aber unverdientes Los bereitet hatte.

Derweil geht es immer stockender vorwärts, die Fahrt verlangsamt sich derart, daß man bequem neben dem Zug hergehen könnte. Unser nächstes Ziel sollte Aillevillers, der Knotenpunkt der Urlaubertzüge sein. Während des Nachmittags bombardierte uns eine Do 17. Zehn Meter vom Schienenstrang entfernt schlugen die Bomben ein. Das ging noch einmal glimpflich ab. Sägemehl, wie man es uns Elsässern, allerdings erfolglos, noch vor einigen Wochen glaubhaft machen wollte, enthielten sie, den metertiefen Trichtern nach zu urteilen, nicht. Nach einer verhältnismäßig ruhigen Nacht nähern wir uns Aillevillers. Wir stellen nun vor uns fünf andere Züge fest, darunter einen mit schweren Eisenbahngeschützen, und hinter uns ebenso viele. Jetzt wird uns das langsame Vorwärtskommen klar: das Bahnpersonal hatte seine Posten verlassen und war flüchtig. Als wir wieder halten, kommt flüchtige Zivilbevölkerung an unseren Zug mit der Mitteilung, die deutschen Tuppen befänden sich ungefähr 10 km hinter uns. Auf Grund dieser ganz unbestimmten Auskunft, die noch dazu aus unsicherer Quelle kam, ließ der Bataillonskommandant die schweren MG's, sowie die Pakgeschütze abladen und in Stellung bringen. Das war direkt kopflos und ließ uns nichts Gutes ahnen in der künftigen Beurteilung der Lage und Ausgabe der entsprechenden Befehle durch unsere Offiziere. Plötzlich fährt in zirka 200 Meter Entfernung ein Panzer vorüber. Allgemeines Durcheinander. Ist es ein deutscher? Niemand kann es feststellen.

Aber die Sache mit dem Panzer stellte sich insofern als harmlos heraus, daß es sich um einen französischen handelte. Um ein Haar wäre er von den eigenen Truppen angegriffen worden! Das Material wurde also wieder aufgeladen.

Vesoul kam in Sicht. Dort erfolgte unser kurzes, aber verlustreiches Eingreifen in den Feldzug im Westen.

Im Bahnhof Vesoul kommt der Befehl zum Ausladen des ganzen Bataillons, da anscheinend keine Möglichkeit besteht weiter zu kommen. Dann, kurz darauf, Gegenbefehl, wieder einzuladen, es ginge in einer halben Stunde weiter. Das war wieder typisch. Niemand wußte, woran man war. Es hatte schon Mühe gekostet, die Pferde und das schwere Material ohne Rampe aus den Wagen zu bringen. Nun sollte es wieder aufgeladen werden, und das alles in einem unbeschreiblichen Wirrwarr. Kaum waren wir aber wieder mit dem Verladen fertig, als erneut ein Befehl zum Ausladen kam. Wir Elsässer hatten schon lange die Nase voll und sahen klar. Daß natürlich die wenigsten den neuen Befehl ausführen wollten war klar. Plötzlich hörte man Kanonendonner. Das konnte nur deutsche Artillerie sein. Die Pak-Geschütze wurden in der Richtung, woher die Schüsse kamen, in Stellung gebracht. MG-Abteilungen werden auf die Anhöhen vor Vesoul geschickt. Dort kommen auch schon die ersten französischen Panzer herab, nachdem sie mit den Deutschen in Kontakt gewesen waren. Der Gefechtsstand des Bataillons wird nach Vesoul selbst verlegt. Unterdessen wurde die Reihe der Züge im Bahnhof unter starkes Feuer genommen. Wir zogen uns nun nach Vesoul zurück, während zu unserer Überraschung sich die Reihe der Züge in Bewegung setzte, Richtung Belfort.

Unterdessen wurde ich als Verbindungsmann zwischen Bahnhof und Gefechtsstand eingesetzt. Ich sollte die Rückkehr des Zuges melden, die in etwa zwei Stunden erfolgen sollte. Persönlich war ich nicht so optimistisch und glaubte keinen Augenblick an diese Rückkehr.

Ich begab mich nun zum Gefechtsstand um zu hören, ob irgendwelche Neuigkeiten vorlägen. Aber nichts Außergewöhnliches war zu melden, und so beschloß ich, mich einige Stunden, wenn möglich, auszuruhen. Dies geschah im bereits erwähnten Park, wo die Panzer, die wir vom Bahnhof aus gesehen hatten, zusammengezogen waren. Vor Vesoul entspannen sich um diese Zeit einige Kämpfe und unablässig polterten die Geschütze und MG's. Ich ließ mich um 2 Uhr morgens wecken, und kaum war ich auf, kam die Besatzung eines Pak-Geschützes atemlos am Gefechtsstand an und berichtete die Gefangennahme eines

Dorf in den Reben

Von Henner Solveen, Straßburg

*Die Schenken sind geziert mit Laubgewinden,
Es tanzen baumelnd Kränze an den Schildern,
Der Herbst in roten und in goldnen Bildern,
Will sich auf Krügen spiegelnd wiederfinden.
Es knirscht die Kelter und die Trüblein springen,
Die Nüsse stehn samt Brot bereit auf Tischen,
Zu Sonnenkringeln in den Fensternischen
Gesellt sich laut ein frohes Gläserklingen.*

*Es zieht Gelächter, Rauch und Sang durch Stuben,
Der Winzer freut sich ob der guten Lesen —
Sind Müh und Arbeit nicht umsonst gewesen,
Ist er zufrieden mit Gesind und Buben.*

*Man spricht vom Krieg, vom Frieden, von den Zeiten,
Von Dorfgeschichten und von Bannprozessen,
Die Ehen, Taufen werden nicht vergessen
Und über Tote hört man Lob verbreiten.
Und Herbst und Erde werden hochgepriesen,
Aus allen spricht's mit Stolz in Sinn und Schauen:
Die ihrer Heimat Boden treu bebauen,
Sind eines Himmels Segen zugewiesen. —*

Oberleutnants und einiger Männer. Das Geschütz selbst mußten sie im Stich lassen. Daraufhin allgemeiner Alarm. An den Toren von Vesoul waren bereits Straßenkämpfe im Gange. Unsere Gruppe erhielt Befehl, sich auf den Bahnhof zurückzuziehen. Es war inzwischen 4.30 Uhr geworden. An einer Straßenskreuzung sah ich einen an der Schulter verletzten Offizier, der uns bedeutete, uns auf der Straße nach Lure zu sammeln, da dies der einzige noch freie Weg wäre.

Gegen jeden gesunden Menschenverstand erfolgte der Rückzug in dichten Gruppen. Der Weg nach Lure führt am Ausgang von Vesoul

über eine neue Brücke über die Saone. Diese Brücke, welche nun im klaren Schußfeld der deutschen Geschütze war, mußten wir passieren. In nun doch etwas auseinandergezogenen Gruppen von 8 bis 10 Mann näherten wir uns der erwähnten Brücke. Kaum war unsere Abteilung im Straßengraben in notdürftiger Deckung, als schon eine MG.-Garbe einige Zentimeter über uns hinwegfegte. Die Kugeln schlugen kaum einen Meter von uns entfernt ein.

Kurz vor der Brücke befand ich mich plötzlich bei einer Gruppe von 20 Mann, die sich kopflos auf einem Hang, der zur Saone hinab-

führte, zusammengedrängt hatten. Die Artillerie nahm die Brücke pausenlos unter Feuer, und ich zog es vor, mich einige Meter hinter einem kleinen Mauervorsprung zurückzuziehen. Kaum war ich hingekrochen, ein Abschuß, ein Pfeifen und ein Einschlag: mitten in den Haufen neben mir war eine Granate gefahren. Ich selbst sah etwas Blut vor meinen Augen spritzen und spürte im gleichen Moment einen leichten Schmerz am linken Ohr. „Dich hat's erwischt“ dachte ich, aber es war ein kaum fühlbarer Riß, der sich sofort zog und einige Stunden später nicht mehr zu sehen war. Ich hatte großes Glück gehabt. Die Hoffnung, noch über die Brücke zu kommen, hatte ich aufgegeben, denn es wäre heller Wahnsinn gewesen, nun da die Deutschen immer näher rückten. Mein Leben so aufs Spiel zu setzen hielt ich für frevelhaft, nachdem ich es kurz vorher auf so wunderbare Weise hatte behalten dürfen. Ich zog mich

deshalb gegen das letzte Haus vor der Brücke zurück, das in einem toten Winkel für die deutschen Geschütze lag. Ich fand dort noch mehrere Verletzte.

Die Deutschen waren nun schon so nahe, daß wir ihre Aufforderung „Raus da“ hören konnten. Ich trat als erster vor und gab mich als Elsässer zu erkennen. Es war mir dann leichtes, mich zu verständigen und für Hilfe für unsere Verletzte zu sorgen. Sie wurden ins Spital Paul Morel, das als Militär-Lazarett eingerichtet war, transportiert und in guter Obhut genommen.

Die Deutschen nahmen nun Vesoul in Besitz und besichtigten auch unser Lazarett. Unsere Verletzte wurden am 20. Juni nach Besançon transportiert. Meine elsässischen Kameraden und ich blieben dort nur kurze Zeit, denn bald erfuhren wir die freudige Nachricht unserer bevorstehenden Entlassung in die freie deutsche Heimat.

Ihr schmäh't das Leben ob der sauren Müh,
Die es uns kostet - sagt, was wär es ohne?
Ein jeder Lump griff nach der höchsten Krone,
Hing niedrig sie.

EMIL GÖTT

Die bräutlichen Afer

Von Friedrich Roth, Karlsruhe

Der herbe Ruch des Schlickes hängt in dem Walde am Rhein. Immer, wenn es geregnet hat, ist es so. Darein mischt sich der süße Duft junger Buchen und der wundersame hoher Kiefern, auf deren Stämmen einen vollen Tag lang die heiße Sonne lag. Leichte Nebelfetzen hängen da und dort im Gezweig und verfangen sich gespenstisch im knorrigen Geäst uralter Weiden. Es ist nur zehn Minuten vom Dorf bis an den Rhein, wenn man dem breiten Weg nach geht. Könnte man ihn gehen, ungehindert, freihin, frohen Herzens! Da sind nun zwei Menschenkinder, denkt

Marei, das große, schlanke, schöne elsässische Maidlein, vorsichtig den schmalen Pfad stapfend, indem es den weiten faltigen Trachtenrock etwas anhebt, daß er nicht im Brombeergestrüpp verfangt, da sind zwei Menschenkinder gleicher Sprache und gleichen Blutes, die nicht zusammenkommen dürfen, wie es ihnen beliebt, die Schleichwege gehen, die dunkle Nacht abwarten müssen.

An einer Lichtung bleibt das Mädchen stehen. Man hört hier das leise Tosen des Stromes. Die Dämmerung fällt schnell ein. Hoch am Himmel steht die feine Sichel des

zunehmenden Mondes. Wunderbar still ist die Welt. Marei atmet tief die balsamische Luft. Es ist noch zu früh. Da drüben steht der Posten; jetzt patrouilliert er, der Braune. Er hat die Mantelecken vorn hochgeschlagen, den gallischen Stahlhelm ins Genick geschoben. Vielleicht ist es ein Marokkaner. Sie kann es nicht genau sehen, sie will es nicht sehen; wenn nur sie nicht bemerkt wird. Die Minuten vergehen ihr langsam wie Ewigkeiten. Nun hat sich der Poilu entfernt. Sie hastet jetzt vorwärts, macht Sprünge wie ein rankes Reh. Plötzlich steht sie am Rhein. Es ist wie immer ein wundersames Bild, denkt sie. Man kann dieses herrliche Gewässer sehen zu jeder Tages- und Jahreszeit, immer zeigen sich neue Schönheiten. Jetzt schwält ein feiner Dunst über den Fluten. Und da drüben ist das deutsche Ufer.

Marei schrickt zusammen. Sie meint, Männerstimmen, französische, gehört zu haben. Aber ihre Angst, den Geliebten zu versäumen, spielt ihr wohl einen Streich. Das letztemal hat er einen Tagespaß gehabt, ist über die Brücke weiter da oben gekommen. Aber er will den Franzosen kein gutes Wort geben, sagt er. Er habe hier mehr Rechte als die. Sie bangt um ihn. Während sie überlegt, kommt er plötzlich den Damm heruntergeschritten. Sie muß an sich halten, um nicht vor Freude hinauszuschreien. Da ist er also. Sie liegt in seinen Armen. Und dann kommt ihr erst zu Bewußtsein, was er heute für sie wagte: „Du bist herübergeschwommen?“ sagt sie zitternd. Er nickt. „Du Guter, du Tapierer!“ sagt sie. Da nimmt sie ihr Tuch, das schöne, bunte, seidene Tuch, von den Schultern und schlingt es um ihn, sorgend, er möge sich erkälten. Er setzt sich; sie setzt sich neben ihn.

Die große Stille wächst mit der Dunkelheit um die zwei Menschen. Eine Fledermaus gaukelt über ihren Häuptern. Sie schauen ihr nach, suchen sie mit Blicken zu erhaschen. Es gefällt dem einen, was dem andern gefällt. Plötzlich dringt aus dem Walde der schrille Ruf einer Eule. Das Mädchen fährt zusammen. Weiß Gott, wie sie den Mann von jenseits des Rheines herübergewünscht hat. Es wäre ihr nun um seinetwillen lieber, er wäre wieder in Sicherheit. Um das Schweigen

zu brechen, sagt er: „Der Rhein treibt heut' sehr; ich mußte weit oben hineingehen.“ Damit trifft er erst recht die Unruhe ihres Herzens, und sie sagt unvermittelt: „Was würdest du tun, wenn uns ein Franzose hier überraschte?“ „Was ich tun würde?“ gab er zurück und schwieg. Das Schweigen wurde umheimlich. Das Mädchen merkte, daß sich ein harter Entschluß in dem Manne hochrang. Sie schmiegte sich an ihn und seufzte. Doppelt fühlte sie sich in seiner Liebe schuld. Was er auf sich nahm, war viel. „Du —“ flüsterte sie ihm zu. Es lag viel in diesem Du, und er verstand. Für ihr Land wollte sie um Nachsicht bitten. Er aber dachte hart in dieser Frage. „Es kommt alles, wie es kommen muß“, sagte er. Er erzählte nun von seinem Tagewerke. Es ergab sich aus der Schilderung das gewaltige Bild des Arbeitswerkes einer Nation. Das Mädchen gab sozusagen als Gleichwertiges und Dank zurück den Bericht über das Leben ihrer eigenen Familie. Er hörte mit Gefallen zu, spürte er doch hierbei am tiefsten das Stammesverwandte.

Die beiden mochten wohl lange beisammengesessen sein. Es war ganz dunkel geworden. Drüben im Dorf waren die letzten Lichter erloschen. Da drängte das Mädchen liebevoll zum Aufbruch. Es erhoben sich beide. Er wollte unbedingt ein Stück mit ihr durch den Wald gehen. Sie lehnte es ab. Er müsse ins Vaterland hinüberschwimmen, wie sie sich ausdrückte. Wohl dachte auch er an jenes alte Lied von der Schanz zu Straßburg. Er wollte warten, bis sie ein Stück gegangen wäre. Sie tat so, als entfernte sie sich; dann blieb sie im Dunkel hinter einem Baum stehen und hielt den Atem an. Nie war ihr der Abschied so schwer gefallen wie heute. Jetzt schritt er die Böschung hinunter. Man hörte das Platschen im Wasser: er hatte einen Sprung gemacht. Dort, dorthin hörte sie das sanfte Eintauchen der rudernden Arme des Schwimmenden. Dann verstummte auch dies. Sie ließ sich nieder zu warten, bis er am andern Ufer angekommen sein mußte.

So saß das einsame Mädchen und konnte den Weg nicht finden nach Hause, die ganze Nacht saß es, bis der Morgen dämmerte. Früh dämmerte er, denn es war noch hoher Sommer.

Es war das letztemal, daß der junge Deutsche aus dem Fischerdorfe am Rhein sein Mädchen von jenseits gesehen hatte. Als er an einem andern Abend wie verabredet ans andere Ufer schwimmen wollte, wo Marei ihn erwartete, schoß ein französischer Posten auf ihn, und er mußte umkehren. Dann brach der Krieg aus. In der Nacht noch bekam der Unteroffizier Berthold Unteracher Stellungsbefehl.

So mancher Mensch hat der Schlehens Art
Am grünen Zweig ist er herb und hart.
Und erst der Reif einer Winternacht
Mürbe ihn und genießbar macht.

EMIL GÖTT

Als der Hammer des Führers zuschlug und die gegnerische Front im Westen zertrümmerte, marschierte mit dem siegenden Heer auch der Infanterist Unteracher. Er schrieb damals seiner Mutter, daß er auf den Straßen und in den Dörfern des Vormarsches immer ein Gesicht suche, Marei sei doch wohl auch ins Innere Frankreichs verschleppt. Vergeblich fahndete der Soldat. Eines Tages aber, als seine Kompanie stürmend einen Bahnhof genommen hatte, traf man auf einen Flüchtlings-

zug. Wer könnte das tiefe erschütternde Glück zweier Liebender erfassen, die, von feindlichen Gewalten getrennt, sich wieder finden! „Lebwohl, lebwohl! Lebwohl, Marei Unteracher mußte weiter. Aber es kam ein Tag, an dem er zwischen den Schlachten wieder an den Rhein fahren durfte. Und schiffte nun ungehindert und glücklich über über den vertrauten Strom. Und Marei nahm er mit zurück, auf einen Tag mit seinen Eltern.

Der Hetzenbauer

Von Wilhelm Schäfer

Der Hetzenbauer hatte lange einen gesunden Lindenstamm liegen gehabt, den ein Bildhauer aus München für gutes Geld von ihm kaufte. Der sollte für Sankt Antonien einen neuen Heiligen schnitzen, und dafür war das Holz recht; auch gab der saubere Schuppen eine luftige Werkstatt ab; denn der Bildhauer wollte zugleich seine Sommerfrische halten.

So sah der Hetzenbauer zu, wie aus seinem Lindenstamm ein Holzklumpen wurde, und wie aus dem Holzklumpen allmählich die Gestalt des Heiligen zum Vorschein kam, langbärtig gleichsam vor seiner Höhle sitzend, das Antoniterkreuz in der Hand. So lange er rohes Holz war, erkannte er immer noch seinen Lindenstamm; erst als die Farben mit der Vergoldung darauf kamen, war der Heilige wirklich da in seinem blauroten Gewand, und der Hetzenbauer sah ihn da-

sitzen, als hätte es einer aus seiner Verwandtschaft so weit gebracht.

Als aber der Tag kam, da der Heilige der Kapelle sitzend geweiht worden war und der Hetzenbauer sich unter dem drängenden Volk mitgeehrt fühlen wollte, hatte der Antonius sich auf seinem erhöhten Platz garlich gewandelt und er verleugnete die Verwandtschaft. Hochmütig sah er von der Empore über den Hetzenbauer wie über ein Hindernis hinweg, die sich ihm demütig zuneigten. Da schwoll dem Hetzenbauer der Zorn über die vornehme Getue, wie er die abweisende Haltung des Heiligen nannte, der ihn auf einmal nicht mehr kennen wollte nach der Art dieser Herren, die es zu etwas gebracht haben.

Nur stadt grimmte er: Dich habe ich schon gekannt, als du noch ein Lindenholz warst in meinem Schuppen.

SCHNEE

VON FRANZ BÜCHLER

In der grauen Straße sprießt das weiße Gras.
Still lehn' ich am Fenster. Ohne Unterlaß
staun' ich in die Wildnis, die gespenstisch wächst,
Arwald züngelt auf, aus dem Stein gehetzt.

Wuchernd allen Himmel schlingt die weiße Wand
tödlich krallt ums Haus die kalte Rankenhand,
die Laternen stehn wie bleiche Totenkerzen,
Totenblumen knospen schon in meinem Herzen.

Da trittst du, geliebte Frau, ins Zimmer ein,
aus den stillen Augen glänzt ein lieber Schein,
vor ihm schmilzt das dichtgewirkte Traumeweh,
wie auf meiner warmen Hand das flöcklein Schnee.



Ueberlingen am Bodensee

Aufn.: R. Schmauderer, Pforzheim

Der Bodensee

Von Wilhelm von Scholz

Als die ältere Generation zur Schule ging, lernte sie als besonderes Kennzeichen des Bodensees, daß fünf Staaten an seinen Ufern zusammenstießen: von Osten, das Wasser nördlich umwandernd, kam man aus Österreich nach Bayern, dann nach Württemberg, Baden und die Schweiz.

Seit 1938 ist — Wohltat unseren Herzen! — der See trotz des ausgedehnten Schweizer Südufers, wenn man ihn von einer der nördlichen Anhöhen bei Konstanz oder Meersburg vor sich liegen sieht, einfach ein deutscher See. Die einstigen Bundesstaaten, die sein Nordgestade bilden, sind lediglich Einteilungsgaue des Reiches geworden, nicht anders das ostmärkische Gebiet an und hinter der schönen Bregenzer Bucht.

Aber mit der Angliederung Vorarlberg-Tirols ist auch der Erdeindruck des Sees, wenn ich so sagen darf, nunmehr ein beherrschend deutscher. Während vor dem Anschluß Österreichs nur der nordöstliche Teil des das glitzernde Becken in seine Umklammerung nehmenden Alpenringes, die Allgäuer Berge, reichsdeutsch war und die Hauptmasse des gewaltigen östlichen und südlichen Felswalls nicht zum Reich gehörte,

steht jetzt auch über dem Schweizer Ufer bis hart an die herrliche Säntisgruppe deutsches Gebirge.

Besonders an klaren Tagen begreift es das Auge, daß das ausgedehntere Halbrund der den Säntis auch an absoluter Höhe überragenden, östlich von seinem Massiv, dem sogenannten Alpsteingebirge, weiterziehenden Felsgipfel — aus denen, von Westen nach Osten mit der Sicht streifend, der Blick die ragenden Scesaplana, Zimbspitze, Rote Wand, Widderstein bald erkennt — nicht nur durch die sich verschiebende Perspektive den See umfaßt, sondern auch sein gegebener Erdhintergrund ist.

Der Bodensee ist heute ein deutscher See — nach der größten Ausdehnung des Reichsufers, das ja einen seiner beträchtlichen Arme, den Überlingersee, ganz einschließt, geographisch als das Schwäbische Meer — geologisch aber nach dem deutschen Gebirge, zu dessen Füßen sich der einstigelängst geschmolzene Gletscher, zum Gebirge gehörig, breitet.

Dies muß man sich zu allererst vergegenwärtigen, wenn man heute etwas vom Bo-



Die Pfahlbauten in Unteruhldingen
Aufn.: Dr. P. Wolff, Frankfurt a. M.

den See hört oder liest; es ist sein Antlitz wie seine Seele.

Aber auch daran möge man denken, wie dieses friedliche und abseitige Grenzgebiet voller höchster landschaftlicher Schönheit bedeutsam in der Geschichte der frühen Jahrhunderte liegt. Älteste Siedlungen waren die Pfahlbauten! Und wenn man von irgendeiner Höhe nahe am Wasser den See sich abends in Dämmerung und langsam in immer tieferes Dunkel hüllen sieht, dann ist es heute nicht anders still, groß und einsam hier, wie in jenen Jahrtausende zurückliegenden Tagen, in denen die Anwohner vor Feinden und Raubgetier sicher ihre Behausungen im seichten Gewässer nahe dem Ufer auf Pfählen und darübergelegten Balkenlagen errichteten, nur mit dem Einbaum erreichbar, der die Männer auch zum Fischfang weiter hinaus auf den See führte.

Die Römer drangen bis zum See vor, stellenweise und vorübergehend über ihn hinaus nach Norden weiter ins schwäbische Land. Von Bregenz (Brigantium) über das schweizerische Arbon (Arbor felix), Konstanz (Constantia), die alle eine Art von Grenzbefestigungen waren, weiter über ein kleines Koblenz (Confluentes) nach Basel (Basilea), zog sich die römische Heerstraße, auf der die Legionen marschierten. Die heutige Straße folgt noch genau der alten Anlage.

Politisch ist der Bodensee erstmals im Mittelalter bedeutsam geworden, in jener Zeit, als die deutschen Kaiser keine feste Resi-

denz, sondern ihre über das Reich verstreuten Pfalzen hatten, in denen sie abwechselnd ihren Sitz nahmen. Hier war das Schloss Bodman die kaiserliche Pfalz. Sie gab dem See den Namen: der Bodmansee schliff sich sprachlich zum Bodensee ab.

Auf dem Reichstag in Konstanz 1183 schloß Friedrich Barbarossa Frieden mit den lombardischen Städten. Berühmter ist das Konstanz-Konzil von 1414—1418, auf dem Johannes Hus zum Feuertode verurteilt und der Burggraf von Nürnberg mit der Mark Brandenburg belohnt wurde; auf dem Konzil trieb sich auch einer der letzten Minnesänger Oswald von Wolkenstein, zechend und regentanzend herum, besang die Schönen bewundernd — und scheltend die ihm zu hochscheinenden Eierpreise. Damals war in Konstanz der Mittelpunkt des Reiches, das heißt der Welt. Der Sitz des Kaisers und seiner Regierung war für Jahre hier. Die Menge der Fürsten und adligen Herren, der Kardinäle, Bischöfe, Äbte, Priester, der Gefolgsleute, der Gaukler und Dirnen war unübersehbar. Abend- und Morgenland hatten ihre Abgesandten auf dem Konzil.

Heute liegt die Kreishauptstadt Konstanz im Grenzstreifen, liegt sie so hart an der Grenze, daß ihr ein Teil ihres natürlichen Hinterlandes, das südliche, fehlt oder richtiger: im Schweizer Kanton Thurgau liegt. Der Pachtgrund ist, das sogenannte Paradies. Heut ist Konstanz gegen sein Mittelalter still. Doch die wunderbare Schönheit seiner Lage gibt ihm Rang und Bedeutung. Wenn die geplante Schiffbarmachung des Rheins vom Bodensee bis zum Meer durchgeführt wird, wenn eine einheitliche europäische Wirtschaft die Spürbarkeit der Grenzen verringert oder aufhebt, dann allerdings ist der Stadt in jeder Beziehung große künftige Blüte gewiß.

Der Frosch und die Sonne

Die Sonne wollte untergehn. Da rief ein grüner Frosch, sie möchte noch einen Augenblick warten, er wolle noch auf die andere Seite des Grabens, sein Vetter warte auf ihn. Die Sonne hatte aber nicht Zeit zu warten und ging unter. Darüber ergrimmt der grüne Frosch und schrie der Sonne nach, dahin, wo man über dem Hügel den roten Dämmer sah. „Du Elende! Kannst du nicht einen Augenblick warten? Aber warte nur, morgen früh wenn du den Mut hast und gehst auf, so will ich dich in meinem Maule aufschnappen und in meinen Bauch hinunter verschlingen!“

Das war heute abend.

Nun bin ich neugierig auf morgen früh.

E. R.

verstreut
abwech
s Schlo
gab den
hiff sic

33 schlo
den lon
das Ko
dem Jo
eilt un
er Mar
n Konz
esänge
und rei
önnen be
zu hoch
in Kon
as heiß
einer Re
nge der
ardinäle
eute, der
ersehbar
e Abge

Konstan
an de
ürlicher
er rich
a liegen
Paradies
Mittelalter
it seine
g. Wenn
Rhein
hgeföhr
ppäische
zen ver
s ist der
künftige

anne

rief ein
Augen
andere
auf ihn
warten
er grüne
ahin, wo
ner sah
Augen
en früh
so will
pen und
eni"

früh.
E. R.



Lauffenburg und die alte Rheinbrücke
Aus Merian »Topographia Alsatae«

Brücken über den Rhein

Von Dr. Emil Lacroix, Karlsruhe

Wenn man von den waldigen Höhen des Schwarzwaldes oder von dem Kamm der Vogesen herunterblickt, erfreut sich das Auge immer wieder an dem heiligen deutschen Strom, der wie ein silbriges Band durch die oberrheinische Landschaft zieht. Germanisches Volkstum säumt seine abwechslungsreichen Ufer, germanische Kultur herrscht in den Landen dies- und jenseits des Stromes. Er trennt nicht die Anwohner der beiden Ufer, sondern er ist ihnen ein einigend Band, das nur durch künstliche, unnatürliche Grenzlinien zeitweise zerschnitten werden konnte. Deshalb stießen auch verschiedene staatliche und wirtschaftliche Belange am Rhein aufeinander und störten sich gegenseitig, wobei die freie, naturgebundene wirtschaftliche Entfaltung vielfach gehemmt wurde. Zollschranken wurden aufgerichtet, wo der Verkehr frei vom linken zum rechten Ufer und von Berg zu Tal fluten wollte. Nun ist die dank uns große Zeit gekommen, die schon Markgraf Ludwig Wilhelm, der Türkenlouis als eifrigster Verfechter des Oberrheingedankens ersehnte und die jetzt für immer zwei stammesmäßig zusammengehörige Räu-

me zu einem Ganzen fügt. Die alemannischen Menschen zwischen Rhein und Vogesen sehen sich wieder in Deutschland und erkennen, daß „Stammestum, Landschaft und Kultur hüben wie drüben ein und dasselbe sind“.

Das sinnfälligste Zeichen dieser Verbindung der Gemeinschaftlichkeit der Anwohner eines Stromes sind die Brücken. Man schlägt eine Brücke, um damit die freundschaftlichen und wirtschaftlichen Beziehungen zu gewinnen und danach auf das engste zu pflegen. Man bricht sie ab, wenn man glaubt, durch Feindseligkeiten diese Beziehungen gewaltsam zu stören und aufhören lassen zu müssen. So werden die Brücken eines großen Stromes, dessen Überwindung außergewöhnliche Anforderungen an das technische Können und an die wirtschaftlichen Mittel stellt, in ihrer Geschichte, ihrer Zahl, ihrem Zweck, der frühen oder späten Ausnutzung der von der Technik gebotenen Möglichkeiten zu wertvollen Zeugen des friedlichen und feindlichen Lebens, das sich jeweils im Umland dieses Stromes abgespielt hat.

Am Anfang aller Brückenschläge über den Rhein stehen die vielgerühmten Kriegsbrück-

ken des Caius Julius Caesar, deren Beschreibung im Gallischen Krieg spätere Ingenieure und Architekten, wie z. B. Palladio immer wieder angeregt hat, sie zu rekonstruieren. Als Caesar erstmals am Rhein angelangt war, dem Neuwieder Becken gegenüber, boten ihm die Ubier genügend Kähne zur Überfahrt an, weil es für sie bis dahin keine andere Art des Übersetzens über einen so großen Strom gab. Caesar aber entschloß sich, den Rhein auf einer von seinen Truppen zu erbauenden Brücke zu überschreiten. Dabei stellte er die gewaltige Wirkung in seine Rechnung, welche ein solches nie erlebtes Unternehmen auf die Germanen ausüben mußte. Als das linke Rheinufer durch die Römer befriedet war und sie sich zu großangelegten Operationen insbesondere unter Augustus auf dem rechten Rheinufer anschickten, schlugen sie eine Reihe von Einfallbrücken, deren steigende Zahl die Größe und ihre Verteilung die Zielrichtung dieser Unternehmungen widerspiegelt. So entstanden vor allem in dieser Zeit Kriegsbrücken über den Mittel- und Niederrhein, während wir später Brückenschläge am Oberrhein, so bei Stein, Zurzach, Augst und wohl auch bei Straßburg finden. Zunächst waren all diese Brücken nur Behelfsbauten. Als aber das rechte Ufer des Oberrheins dauernd behauptet werden sollte und „entlang des Limes beträchtliche Garnisonen verteilt, die Hauptkräfte der Legionen hingegen zu beliebigem Einsatz auf dem linken Rheinufer bereitgehalten wurden, gewannen die Rheinbrücken hier die Bedeutung ständiger Verbindungen innerhalb einer tiefgestaffelten Verteidigungsstellung“. So wurde manche Brücke zur Daueranlage umgestaltet und diente nicht mehr ausschließlich militärischen Zwecken, sondern von nun auch dem wirtschaftlichen Verkehr. Hatte schon die römische Baukunst im technischen Können eine beachtliche Höhe erreicht, so kam der römische Brückenbau gerade am Rhein in einer Zeit auf seinen Höhepunkt, in der auch die Kraft des römischen Reiches am vollkom-

mensten dastand. In der Folgezeit sprechen sich in der Geschichte der Rheinbrücken nicht minder beredt wie vordem die Größe und der Verfall des Imperiums und die Versuche seiner Wiederaufrichtung aus. Im frühen und späten Mittelalter versucht man mit wechselndem Geschick, eine dauernde Verbindung beider Ufer herzustellen und zu sichern. Es entstehen, nachdem die Technik sich besonders im 12. Jahrhundert am Kirchenbau geschult hatte und das „ökonomische Bedürfnis“ soweit angewachsen war, sehr beträchtliche ganz aus Stein errichtete Brücken.

Schon in frühester Zeit, während des Mittelalters und bis in die Neuzeit bestand zwischen Kehl und Straßburg eine feste Verbindung mit einer überaus schicksalreichen Geschichte aus friedlichen und kriegerischen Tagen. Hier waren es vor allem die Stadtbürger, die das große Werk einer ständigen, dem sehr wachsenden Verkehr dienenden Verbindung unternahmen. Die damit einbrechende neue Epoche auf diesem Gebiete menschlicher Leistungen und als Zeichen der bürgerlichen, wirtschaftlichen Interessen scheint mit dem Basler Brückenbau an strategisch wichtiger Stelle eingeleitet, mit dem Straßburger fortgesetzt worden zu sein.

Ebenso schicksalsreich und zu allen Zeiten von größter Bedeutung für den Verkehr und militärische Operationen sind die Brückenschläge bei Breisach. Hier zog König Adolf von Nassau im Jahre 1296 mit seinem Heer über diese Brücke. 1637 überschritt der kühne bayerische General Johann von Werth mit 2000 Reitern und 1500 Fußknechten „über die Schiffbrücke“ gegen Rheinau auf dem linken Ufer. 1840 werden durch die Maxauer Schiffbrücke bessere Verkehrsmöglichkeiten nach der Pfalz geschaffen; 1865 weiter rheinabwärts zur Eisenbahnüberfahrt umgestaltet, stellt diese Brücke die erste Schiffbrücke dar, die zur Vermittlung des Eisenbahnverkehrs über einen schiff- und floßbaren Fluß benutzt wurde. 1848 zogen über die Brücke die pfälzischen Revolutionäre nach Karlsruhe.



Die Eisenbahnbrücke Kehl-Straßburg 1870
Nach einer farbigen Lithographie im Besitz des Armeemuseums Karlsruhe

rechen
n nicht
ße und
ersuche
en und
wech
indung
ern. E
beson
bau ge
türfnis
htliche

Mittel
ad zw
Verbin
en Ge
hen Ta
bürger
n, dem
Verbin
schende
chlicher
rlichen
it dem
ichtige
er forl

en Zel
Verkehr
e Brük
König
seinem
ritt der
a Werth
n über
dem lin
taxauer
hkeiten
r rhein
estaltet
cke dar
erkehr
benüt
de pfäl
.



Die Rheinbrücke bei Breisach Nach Merian »Topographia Alsatiae«

Die Wiedervereinigung von Elsaß mit Deutschland nach 1871 rief den Wunsch nach vermehrten und verbesserten Rheinübergängen zwischen dem Reichslande und Baden hervor. Hinzu kommen noch die kurz vorher entstandenen Eisenbahnlagen auf beiden Seiten des Rheins, die feste Querverbindungen verlangten. Die an den meisten Übergängen benutzten Fähren entsprachen den Verkehrsbedürfnissen nicht, weil dieselben bei niederm und hohem Wasserstand unbrauchbar und während der Nacht unzugänglich waren. Die beiderseitigen Regierungen vereinbarten daher 1872 den gemeinschaftlichen Bau von acht Schiffbrücken, wovon Baden jene von Neuenburg, Freistett, Greffern und Plittersdorf, Elsaß-Lothringen aber jene bei Sasbach, Weisweil, Kappel und Ottenheim zu

bauen und zu unterhalten hatte. Geschichtlich von Bedeutung ist der Übergang bei Plittersdorf nach Selz. 1793 fand hier der Rheinübergang des kaiserlichen Generals Prinzen von Waldeck statt, der glücklich ausgeführt wurde.

Im Herzen des Alemannenlandes liegt das Hochrheingebiet. Seine anziehenden Ufer mit ihren reizend an den Strom geschmiegt Städtchen sind ein besonderes „landschaftliches Glanzstück“. Wie das Oberrheingebiet war auch der Besitz der Hochrheinstrecke mit ihren naturgegebenen Zugangswegen, Ausfalltoren und Brückenköpfen von zeitweilig höchster Bedeutung für das Schicksal Mitteleuropas. Zur Römerzeit, im Mittelalter, ja bis in die Neuzeit ist das linksrheinische Städtchen Zurzach ein her-



Die Holzbrücke bei Säckingen im Jahre 1863. Nach einer Handzeichnung von K. Weysser, im Besitze des Bad. Landesdenkmalamtes

vorragender Mittelpunkt und zur Römerzeit von allergrößter militärischer Bedeutung gewesen. Hier stand das Forum Tiberii der 11. und 13. Legion; eine doppelte römische Festungsanlage und zwei römische Brücken sind in der Nähe festgestellt worden. Als habsburgische Festung an wichtiger Rheinpassage, die Aaremündung beherrschend, nahm besonders das Städtchen Waldshut, dessen Treue 1468 das rechte Rheinufer dem deutschen Vaterlande rettete, eine bedeutende wirtschaftliche und militärische Stellung ein. Wie bei Schaffhausen so versperrt bei Laufenburg eine Felsenschwelle dem Rhein den Lauf. Hier entstanden das heutige schweizerische Groß- und das badische Kleinlaufenburg, welche ursprünglich eine Gemeinde bildeten. Da durch die Stromschnellen jede Schiffahrt ausgeschlossen war, so wurde Laufenburg zu einem wichtigen Umschlageplatz für den Warenverkehr. Von besonderer Bedeutung als Brückenort ist die 878 erstmals urkundlich erwähnte und 1250 durch die Habsburger mit dem Stadtrecht beliehene Stadt Säckingen. Dies hängt in erster Linie damit zusammen, daß sich jenseits des Rheins das Fricktal öffnet, durch welches ein uralter, vielbenutzter Paß über den Kamm des Jura ins Aaretal führt. Endpunkte dieses Passes sind einerseits das alte Windisch und das Städtchen Brugg, andererseits Säckingen auf dem rechten Rheinufer. Stets gleich ruhig und majestätisch umspannt hier die wuchtige gedeckte Holzbrücke, ein hervorragendes Ingenieurwerk der Zimmermannskunst, den Strom, „gleichsam mit starker, raumgreifender Hand die Alemannen dies- und jenseits des Stromes an die Gemeinsamkeit des Blutes gemahnend“. Ihr ältester Vorgänger wurde 1481 erbaut. Die jetzige Brücke mit Ausnahme der im 16. Jahrhundert erstellten Stropfweiler

stammt im wesentlichen aus dem 17. und 18. Jahrhundert. In sieben Jochen von durchschnittlich 30 Meter Spannweite überquert die Brücke den Strom. Gleichbedeutend mit Säckingen ist das linksrheinische Rheinfeld. Seine alte gedeckte Holzbrücke wurde durch Brand zerstört und durch eine moderne Brücke ersetzt. Wie das Fricktal bei Säckingen einem wichtigen Jurapaß den Weg weist, so das Ergolzthal zwischen Rheinfeld und Basel, der letzte wichtige Zugang zum Hochrheintal. Hier errichteten die Römer in Erkenntnis der strategischen Bedeutung die Militärsiedlung Augusta Rauracorum. Wichtige Römerstraßen trafen hier zusammen, um den Rhein zu überqueren.

Wir erleben es in unseren Tagen, daß Schiffbrücken, Holzbrücken zugunsten gewaltiger, weitspannender Ingenieurkonstruktionen weichen müssen.

Die einzelne Brücke, mag es sich nun um eine kleine Brücke in der Stadt oder um eine große Strombrücke handeln, ist von jeher als Kunstwerk empfunden und gestaltet worden; obgleich bei ihrer Ausbildung die technischen konstruktiven Elemente stets die entscheidenden waren. Dafür spricht die architektonische Gestaltung, die Art der Einstellung in die Landschaft. Diese Anschauung vom Wesen der Brücke war nur bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts eine selbstverständliche. In den folgenden Jahrzehnten wurde die Brücke als Einzelobjekt betrachtet; in ihrer Gestaltung nicht der sie umgebenden Landschaft angepaßt, nicht mit ihr verbunden. Übelster Formalismus und Historizismus griffen Platz. Hervorragende Leistungen unserer Tage zeigen uns aber, daß der Brückenbauer wieder auf dem rechten Weg gemäß seiner alten Tradition ist.

Dreimal der Schorschel

Ein Erlebnis von P. C. Ettighoffer

Wer der Schorschel war, das wußte bei uns im Regiment der letzte Musketier. Schorschel, der Elsässer. Mit dem schlechten Empfangstabak, Marke Petrus — er ging hinaus und weinte bitterlich — konnte Schorschel noch einigermaßen anständige Zigaretten drehen. Paar Handgriffe nur, und das Stäbchen war fertig. So was haben die Elsässer heraus. Und dann seine Froschschenkel-Gerichte! Zuerst wollte keiner was wissen von diesem Zeug, aber dann, nachdem sie gekostet hatten, kamen sie alle und schauten zu, wie der Schorschel zahlreichen Duna-Fröschen den

Garaus machte und sich und seine Korporalschaft damit sättigte, eine herrliche Streckung des mehr als spartanischen Kompanie-Spielzettels. Es war ja große Not im Lande; wir rechneten das Jahr 1916 und standen kämpfend im Osten.

Vor unsrer Stellung lag ein zerschossenes Gehöft, keine zweihundert Meter vom Rufen entfernt. Wir hatten etwa 250 Meter zu gehen bis dorthin, aber Welch ein Weg! Ständig peitschten die MG.-Garben über das deckungslose Gelände. Der Versuch, einen Laufgraben bis dorthin zu graben oder eine Sappe

17. und vorzutreiben, mißlang, weil der geringste Regenschauer die ganze Gegend in Schlamm-Gruppe verwandelte. So pirschten unsere Horchposten jeden Abend, nach Anbruch der Dämmerung, hinaus zum zerschossenen Geheiß. Erst kurz vor Tagesanbruch, wenn der feindliche Stacheldraht schon wieder zu erkennen war, kamen sie zurück. In jener Nacht war der Schorschel mit seiner Gruppe an der Reihe. Den Russen war dieser vorgeschobene deutsche Horchposten längst ein Dorn im Fleisch. Ein Zug sibirischer Gardeschützen unter Führung eines Fähnrichs griff das Geheiß an. Unsere Artillerie konnte nicht schießen, weil in der Dunkelheit kein Ziel auszumachen war. Der Gefechtslärm schallte zu uns herüber, und wir machten uns fertig, um die Kameraden da vorne herauszuschlagen. Wir verließen unsere Gräben und eilten nach vorne, und da kam uns schon der Schorschel entgegen und schleifte den verwundenen russischen Fähnrich. „Der Angriff ist abgesehen!“ rief er uns zu, „was nicht zurückgelaufen ist, liegt vorne tot oder verwundet, wir haben keine Verluste, hier ist der feindliche Anführer, bringt ihn zurück, ich gehe zur Gruppe zurück.“

Das war weiter nichts als Pflichterfüllung, von Heldentat keine Rede. Man soll mit diesem Wort nicht leichtsinnig umgehen. Wir Soldaten der Materialschlachten nahmen es ja nie in den Mund. Jeder tat was er konnte, darüber zu urteilen war ja Sache der Nachwelt. Schorschel war einer jener feldgrauen Männer, die den Krieg trugen, weil es ihnen so befohlen war und weil ihr Schicksal Kampf hieß. Und wenn die Geschichte heute, nach knapp 25 Jahren, alle diese unbekanntenen Männer der Materialschlachten als Helden preist, so wird dies schon seine Richtigkeit haben, und Schorschel ist einer, der mitgeholfen hat Weltgeschichte zu machen im Verband von Kameraden, die so treu und so opferbereit und so tapfer waren, wie dies nie zuvor Soldaten gewesen sein konnten. Aber davon wußte der Schorschel damals noch nichts, ebensowenig wie wir.

Eines Tages kamen wir an die Westfront. Der Schorschel mußte im Osten bleiben. Er, der Elsässer, galt ja als unsicherer Kantonist. Dann kam 1918 mit seinen blutigen Endschlachten, dann kam Compiègne und Versailles und der graue, trostlose Nachkriegs-Alltag.

Hin und wieder, bei Regimentstreffen, sprachen wir vom Schorschel. Was mochte aus ihm geworden sein? Hatte er den Krieg überlebt? Wir sprachen viel von allen Kameraden. Aber nur von jenen, die heimgekehrt waren. Von den Toten sprachen wir nie. An sie dachten wir nur still und immer nur mit heiliger Scheu.

Eines Tages rief der Reichssender Köln durch die Unendlichkeit: „Wo bist du, Kamerad?“ Millionen ehemaliger Feldgrauer horchten auf, hunderttausende Briefe von Gesuchten und Gefundenen schwirrten durch das Land und über die Grenzen des Reichs hinweg und von dort wieder zum Sender. Es war jene Zeit, da der Weltkrieg schon anfang, Mythos zu werden. Und eines Tages hörten wir: „Wo seid ihr, Kameraden! Der Schorschel sucht euch! Lebt ihr noch? Ihr kennt mich doch, den Schorschel! Wißt ihr, wie wir gemeinsam die russischen Frösche ...!“

Wir meldeten uns, wir nahmen Verbindung mit Schorschel auf und freuten uns, den lieben Kameraden wiedergefunden zu haben. Er saß im elsässischen Ried auf seinem Bauernhof und wartete auf den ersten Sonntag im September 1939. Für diesen Tag hatten wir einen großen Regiments-Appell in Köln angesetzt. Schorschel war eingeladen und hatte fest zugesagt. Er wollte sogar noch weitere Kameraden aufstöbern und mitbringen, Elsässer wie er, ehemalige Feldgrau, die jetzt, unter den Franzosen, seelisch unsagbar litten, weil ihr Soldatentum scheinbar vergebens und jedes Opfer umsonst gewesen war. Jeder Mann ist stolz auf seine Waffenzeit, und der Krieger hat hierzu ein gutes Recht. Nur dem Elsässer war dieser Stolz verwehrt, ja man sprach besser nicht davon. Nichts durfte an die heldenhafte Zeit unter dem deutschen Stahlhelm erinnern, nichts. Der Elsässer sollte der unbekannteste Soldat des Weltkrieges bleiben. Das war Frankreichs unabänderlicher Wille. Und jetzt hatte Schorschel den Entschluß gefaßt, auf eigene Faust mit anderen Elsässern hinüberzugehen ins Reich, um endlich wieder unter Kameraden sein zu können. Wie gesagt, am ersten Sonntag im September 1939!

Doch, als dieser Sonntag aus dem Schoße der Zeiten stieg, loderte seit zwei Tagen der Kampf drüben an der deutsch-polnischen Grenze. Über ein freches Raubvolk brach wie ein Ungewitter der rasende Vormarsch unserer Panzerverbände. Und in Frankreich setzte eine blindhassende Regierung ihre Unterschriften auf die leichtfertige Kriegserklärung und damit unter ihr eigenes Todesurteil. Zur Stunde, da in Köln der Regiments-Appell mit einer schlichten Feier am Gefallenen-Ehrenmal beginnen sollte, traf Schorschel mit seiner Familie als Zwangs-Flüchtling in Südfrankreich ein. Sein Anwesen lag im Bereich der Maginot-Linie, und da hatte man ihn gezwungen, Haus und Hof zu verlassen.

Ohne Arbeit, ohne Hoffnung saß dieser elsässische Bauer mit vielen Leidensgenossen und Landsleuten in der Dordogne und träumte von seinem Acker, der langsam unter dem mannshohen Unkraut verschwand. Manchmal

dachte er auch an seine Kameraden von der anderen Rheinseite. Und da geschah das Wunder, und die deutschen Regimenter drangen über den Strom, der nun nie wieder Grenze sein sollte. Sie erstürmten die Bunker der Maginot-Linie und hieben breite Brechen in die Verteidigung Frankreichs. Nach dem ehrenvollen Compiègne, das der Führer dem besiegten Gegner zubilligte, um das andere Compiègne mit seiner sadistischen Schmach auszulöschen, kehrten die Elsässer in ihr Land zurück.

Eines heißen Morgens im September 1940 fuhr ich hin. Ich erkannte ihn aus der Ferne. Er pflügte mit zwei Pferden. Ehemalige Truppenmäule, das sah man gleich. Das war noch der gleiche Gang wie damals, an der Düna. Das war noch die gleiche Stimme, wenn er mit den Pferden sprach, sie aufmunterte, anfeuerte. Ja, das war die Stimme, die beste Kochrezepte für Froschschenkel preisgab und selbstgedrehte Zigaretten versprach. Das war der Schorschell!

„Schorschell“ rief ich, und nochmals: „Schorschell“

Er hielt die Pferde an und spähte zur Straße hin. „Mensch!“ rief er. „Mensch! Ich wußte, daß du mal kommen würdest!“

Der getreue Knecht

Auf einer Wanderung kam der Dichter Rosegger unversehens an den Rand einer Wiese, wo sich der Blick in ein anmutiges Tal öffnete. Weil ihn der steinichte Pfad stundenlang durch einen dunklen Wald geführt hatte, gedachte er in der Helle zu rasten, und das kurze Gras am Waldrand schien ihm recht, sich ein Viertelstündchen lang wohligh dem Sonnenschein hinzulegen. Er steckte eine Zigarre an und sah, rücklings auf die Ellbogen gestützt, halb sitzend und halb liegend hinab in das liebliche Bild, darin die waldumsäumten grünen Hänge sich in die blaue Ferne verloren und aus den Büschen im Grund ein Bach blickte.

Eine Gotteswelt allein, kamen dem Dichter die Gedanken, ist dieses anmutige Tal nicht; denn einmal hing die Wildnis des Gebirges bis in seinen Grund hinab. Jahrhundertlang hatte der Mensch gerodet und die Steine zuhauf getragen, ehe die grüne Fruchtbarkeit seiner Wiesen entstand! Und der Dichter pries den fleißigen Bauernstand, ohne dessen rote Dächer die Landschaft nicht so heimelig wäre.

Nicht lange aber, so kam an der gerafften Steinmauer vorbei ein baumlanger Knecht

Wir setzten uns ins Gras der Straßböschung. Die Pferde ließen die Köpfe hängen und schliefen in der sanften, alten Herbstsonne. Schorschell drehte mir eine Zigarette dann sich selbst eine. Es war alles wie damals, fast ein Vierteljahrhundert zuvor. Niemand war mehr jung geworden. Sonst waren wir beide grau geworden. Sonst nichts. Aber Kameraden waren wir geblieben, echte und treue Kameraden. Schorschell sprach und rauchte, und im Geiste sahen wir die Gestalten der Feldgrauen unsres Regiments vorbeiziehen. Auch die Toten waren dabei, die mehr als zweieinhalbtausend Gefallenen unsres glorreichen Regiments. Deutsche aller Gaue, Rheinländer, Badener, Pfälzer und auch Elsässer, jawohl, viele Elsässer. Alle waren wieder da, und wir saßen zwischen ihnen, Schorschell und ich. Und wir hatten uns alle wiedergefunden.

Die Grillen sangen ihr schrilles Mittagslied. Sommerfäden segelten über die Ebene. Vor uns hüpfte ein Frosch durch das Gras. Er saß abwartend, atmend, setzte zum Sprung an, hielt, sprang.

In einiger Entfernung rollte der Rhein sein trübes Wasser zu Tal. Links die Trümmer eines zusammengeschossenen Dorfes. Es war genau wie anno sechzehn an der weiten russischen Düna.

herauf, den der Bauer gesandt hatte, die Stadtmenschen in seiner Wiese Beine zu machen. Die Hand, mit der er schon von weitem abwinkte, hatte ein bedrohliches Maß; aber sein Stoppelgesicht, als er näher gekommen war, sah gutmütig aus! So versuchte es der Dichter mit Freundlichkeit. Es ist so schön hier, und ich bin müde! bettelte er; auch es kaun Schaden, wenn ich eine Weile auf dem kurzen Gras liege!

Der Bauer hat gesagt, ich soll den Malefiz von der Wiese jagen! beehrte der Knecht der als Hüter des Tals bereits drohend vor dem Dichter stand. Aber der wußte, wo seine schwache Seite war. Setz dich lieber dabei! befahl er und holte seine Zigarrentasche hervor.

Ja, a Ziggarr nehm ich schon! sagte der Knecht vergnügt und fingerte sich eine heraus, sie unter seinem alten Hut vorsichtig zu verstauen. Vergelts Gott, Herr! bedankte sich noch und wurde wieder der getreue Knecht des Bauern, der ihn nicht nach der Zigarre ausgesandt hatte: Aber jetzt schenke mir, daß sie aus der Wiese hinaus kommen! Sonst muß ich zuschlagen!

Wilhelm Schäfer